



Wirken im ›Dazwischen‹

Ein geschenkter Sommer-Nachmittag, obwohl es erst früher Frühling ist, mit viel zu hohen Temperaturen für die Jahreszeit. Ich schlendere dem Quai entlang. Überall Menschen, die es mir leichtun. Das Wasser spiegelt die noch flach einfallenden Sonnenstrahlen. Milchiges Licht zaubert die ganze Szenerie in pastellene Farben.

Eine Sitzbank wird gerade frei und lädt zum Verweilen ein. Gedanken, über die sich sinnieren lässt, sind genügend da. Ich setze mich und nehme einen tiefen Zug von der frischen Luft.

Eine junge Frau, vielleicht 17, hat es wohl auch auf die freigewordene Bank abgesehen. Etwas grummelig fragt sie, ob hier noch frei sei. Und bevor ich antworten kann, stellt sie ihre offene Schultasche so ungeschickt hin, dass sich ein Teil des Inhalts auf die Bank entleert. Es wäre nicht für lange, sie müsse nur kurz auf jemanden warten, erklärt sie und stopft fahrig ihre Sachen zurück in ihre Tasche.

Da erhasche ich einen Blick auf ein arg ramponiertes Heft: *Vita activa. Arendt zur Einführung an Gymnasien*. steht da. Ich zeige mich erfreut und mache eine anerkennende Bemerkung. Sie reagiert leicht frustriert: »Dieses altmodische Zeugs! Was soll es denn bringen, wenn wir sowas lesen müssen?«

»Es kommt vielleicht weniger drauf an, was man liest, sondern wie man etwas liest«, versuche ich dazwischen zu gehen.

Ob ich mich denn mit dieser ›Verfasserin‹ auskenne, will sie wissen. Mein »na ja« reicht ihr offenbar, jedenfalls fordert sie mich heraus, ihr zu erklären, um was es denn da gehe. Dann stellt sie sich mit ihrem Namen vor: Lea. Und ich rege an, dass wir uns duzen.

»Die Autorin will, dass du eigenständig denkst und mit anderen über die dabei gewonnenen Erkenntnisse sprichst«, sage ich. »Vor allem ist ihr das ›Denken ohne Geländer‹ wichtig«. »Ohne Geländer?« fragt Lea irritiert zurück. »Ja. Sie will, dass wir beim Denken nicht einfach nur das nachplappern, was uns andere vorsagen, sondern, dass wir – *der Sache nach* – denken, so, als wären wir mit uns selbst in einen *inneren Dialog*. Und über diese inneren Erfahrungen sollen wir dann miteinander sprechen«.

Diesen Ball nimmt Lea auf und fragt geschickt nach *meinen* Erfahrungen mit Arendts Theorien, z.B. mit ihrer ›Einteilung‹ des *Tätigseins*. Nun bin ich doch etwas überrumpelt. Gleichwohl freue ich mich über die so völlig unverhofften Gedanken-Angebote, die mir dieser frühsommerliche Nachmittag bietet. Ich versuche mich zu konzentrieren, gehe kurz in mich und nehme aufs gerate wohl hin das Erste, was ich da finde.

»Wir Menschen sind tätig, indem wir (1.) *arbeiten*, (2.) *herstellen* – also Werke tätigen oder (im weitesten Sinne) Werkzeuge herstellen – und wir sind tätig, indem wir (3.) *handeln*; wobei zu diesem handeln auch *denken* und darüber *sprechen* gehören. Meinst du diese drei Formen des Tätig Seins, die Arendt unterscheidet?« frage ich rhetorisch, um mir und Lea Gelegenheit zu geben, uns etwas zu entspannen.

Dann suche ich nach einem Anfang – und lande prompt im Grundsätzlichen: »Dass sich menschliches Tätigsein Arendt zur Folge als *arbeiten*, *herstellen*, *handeln* darstellt, hat für sie mit den allgemeinen Bedingtheiten des menschlichen Lebens zu tun. Und zum Leben gehört insbesondere, dass es durch die Geburt in die Welt kommt und mit dem Sterben wieder aus der Welt geht. Diese Grundbedingtheit fasst Arendt mit ihren Konzeptionen *Geburtlichkeit* (Natalität) und *Sterblichkeit* (Mortalität). Dazwischen müssen wir Menschen *arbeiten*, *herstellen* und *handeln*, um *überleben* und *leben* und *zusammenleben* zu können. Das Prinzip der Geburtlichkeit unterstützt uns dabei, weil sie uns befähigt, immer wieder neu anfangen zu können.«



»Und *das* ist jetzt die Erfahrung deines Nachdenkens im inneren Dialog?« bezweifelt Lea. »Natürlich nicht – es ist immer noch das Ergebnis des Nachdenkens Arendts, ganz ohne mein Dazutun«, gebe ich zu. »Das wäre dann also wohl ›Denken *mit* Geländern‹, oder?« kommentiert Lea trocken. Eine hellwache, scharfsinnige Person, freue ich mich innerlich; aber ich spüre auch die Last meiner Aufgabe und erkenne die besondere Verantwortung gegenüber dieser cleveren Gymnasiastin.

Da kommt mir ein Gedankenblitz zu Hilfe: Vielleicht sollte ich einfach mit *meinem* Anfang anfangen, mit meiner früheren beruflichen Tätigkeit. Tatsächlich hatte ich da oft auch über Arendts drei Formen des Tätigseins nachgedacht und in Seminaren darüber gesprochen, und insofern gibt es auch Erfahrungen meines *eigenen* Nachdenkens, insbesondere die Erkenntnis, dass das, was Arendt hier theoretisch skizziert, für mich und meinen beruflichen Kontext auf vielfältige Weise Sinn ergibt.

Doch ich sitze hier nicht im Seminar, sondern Sonnenstrahlen tankend auf einer Bank, im Gespräch mit einer Gymnasiastin, die über mich und meinen beruflichen Kontext nicht im Bilde ist. Also gehe ich es mit diesem Kontext an: »Ich war früher als Lernbegleiter an einer Hochschule tätig, die Fachpersonen der Sozialen Arbeit ausbildet«. »Ach was!« platzt Lea dazwischen, »meine Grossmutter, auf die ich hier warte, arbeitet als Sozialarbeiterin«.

Das geht ja besser als gedacht, geht es mir durch den Kopf, und ich knüpfe gleich an ihrem Zwischenruf an. »Bist du sicher, dass sie als Sozialarbeiterin *arbeitet*, oder vielleicht doch als Sozialarbeiterin *herstellt* oder als Sozialarbeiterin *handelt*?« frage ich. Lea zögert stirnrunzelnd, also fahre ich fort: »*Mein* Tätig-Sein in meiner Funktion als Lernbegleiter umfasste jedenfalls alle drei Formen«.

Lea lässt ein aufforderndes ›o.k.‹ folgen, also hole ich aus: »Vor dem Hintergrund meiner *Lehre der Sozialen Arbeit* ist Arendts dreiteilige Figur des *personalen*, *sozialen* und *politischen* Tätig-Seins allerdings auch sinnvoll. Deutlich wird das insbesondere an der ›drei-dimensionalen Sicht‹ der Sozialen Arbeit auf die Menschen, nämlich auf: (1) das faktische *Mensch-Sein*, (2) das Prinzip der *Mitmenschlichkeit* oder der solidarischen Gemeinschaft, und (3) mit der Fundamentalnorm der *Menschlichkeit* oder der menschengerechten und demokratisch verfassten Gesellschaften.«

»Wouwouwou, nicht so steil«, bremst mich Lea in meinem Ausholen aus, »bleib lieber bei ›arbeiten‹, ›herstellen‹ und ›handeln‹«. »Also gut«, lenke ich ein, »dann konzentrieren wir uns auf Arendts Differenzierung des Tätig-Seins und darauf, was die Unterschiede zwischen den drei Formen sind«. Lea ist mit diesem Vorgehen einverstanden, möchte es aber ›praktisch‹ haben: »Kannst du das aber bitte mit Beispielen aus deiner Praxis machen?« »Ich werde es versuchen«, verspreche ich.

»Beginnen wir (was nicht grundsätzlich zwingend ist) mit dem **Arbeiten**, dem Besorgen von dem, was wir zum Leben brauchen. Wie allen anderen auch, sicherte mir das ›Arbeiten‹ das ›am Leben bleiben‹. Und wenn wir ›Arbeit‹ weit fassen, tut sie das für mich auch heute noch, obwohl ich längst pensioniert bin. Sie dient der Beschaffung der materiellen, psychischen, sozialen und ökonomischen Mittel, die wir als ›Organismen‹ zum Ausgleich unserer Bedürfnisse benötigen. Mit ›Arbeit‹ verbindet sich also ein ganz grundsätzliches Prinzip, nämlich das Prinzip des bio-psycho-sozialen Lebens, unser höchstes Gut«.

»Aber«, wendet Lea ein, »ist ›Arbeit‹ nicht etwas, das mit ›Wirtschaft‹ zu tun hat?« »Ja genau«, pflichte ich bei, »aber Wirtschaft, also Ökonomie, ist in der Ursprungsbedeutung nichts anderes als die *Theorie und Praxis* der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und unserer gemeinsamen Sorge dafür«.

Lea merkt sich diesen Gedanken sichtbar, um wohl später darüber nachdenken zu können. »O.k., das mit dem ›arbeiten‹ kann ich irgendwie nachvollziehen«, versichert Lea, »aber was hast du denn nun ›hergestellt?‹«

»Das **Herstellen** ist ein ›Einwirken‹ auf meine (insbesondere *soziale*) Umgebung, die ich damit verändern oder immer wieder anpasse, und zwar so, dass ich mich in ihr ›zu Hause‹ fühlen kann. Ich stelle so gesehen also Lösungen ›sozialer Probleme‹ her, indem ich mir Objekte, Instrumente schaffe, die ich *gebrauche*, um letztlich die durch Arbeit beschafften Mittel optimal *verbrauchen* zu können«.



Lea runzelt erneut die Stirn. »Ich versuche es nochmals anders«, sage ich: »»Herstellen« ist eine *Aufgabe-lösende oder Problem-lösende* (keine unmittelbar Bedürfnis-befriedigende) *Tätigkeit*. Ich stelle beispielsweise *soziale Netzwerke* mit bestimmten Personen her, mit denen ich kooperieren kann; oder ich stelle ein *Normensystem* her, mit dem ich meine Machtposition als Lernbegleiter kontrollieren kann; oder einen *Vertrag*, mit dem ich mir die Garantie wahre, dass ich auch bei einer Arbeitsunfähigkeit finanziell abgesichert bleibe, usw. Das heisst, während ich mit »arbeiten« (natürliche) Ressourcen *verbrauche, entsteht* mit »herstellen« irgendetwas vorher noch nicht dagewesenes; insgesamt also eine künstliche Welt oder Kultur. Kommt dazu, dass ich, um all diese Institutionen oder Strukturen »herstellen« zu können (im Gegensatz zu »arbeiten«), auch Ideen, Vorlagen oder Modelle brauche, womit ich überhaupt erkennen kann, *was da wie verändert werden oder neu entstehen soll*«.

»Dann spielt beim »Herstellen« die *Kreativität* eine grössere Rolle, als beim »Arbeiten««, konstatiert Lea. »Ja, genau. Beim natürlichen Befriedigen von Bedürfnissen, also bei der »Arbeit«, *müssen* wir einfach, wir haben keine andere Wahl, keine Freiheit; beim »Herstellen« hingegen schon. Wenn wir unsere existentiellen Bedürfnisse nicht abdecken würden oder könnten, würden wir letztlich zwangsläufig sterben. Hingegen machen wir uns mit dem Modus »Herstellen« in einem gewissen Masse unabhängig vom Umstand, dass wir sterblich sind. Wir verschaffen uns Raum und Möglichkeiten. Deshalb ist es ja auch absurd, bei der »Kultur« zu sparen, um dafür mehr finanzielle Mittel für Waffen übrig zu haben ...«.

»Jetzt weichst du vom Thema ab«, mahnt mich Lea zur Disziplin. »Nur scheinbar, Lea, denn spätestens beim »Handeln« wird es *politisch*, und der Raum und die Möglichkeiten werden *öffentlich*.«

Da mich Lea gewähren lässt, fahre ich fort: »**Handeln** (auch *Denken* und miteinander *Sprechen*, die ebenso Aspekte des »Handelns« sind) ist, im Sinne Arendts, die Voraussetzung für *gesellschaftlich strukturelle, also politische* Entwicklung. Das heisst, wenn wir »menschengerechte« oder »demokratische« Verhältnisse haben *wollen*, dann müssen wir uns darüber verständigen und – *gemeinsam* – entsprechend *politisch handeln*. »Handeln« geht also über die Entstehungsprozesse des »Herstellens« von kulturellen Dingen hinaus. Denn nur im »Handeln« werden die durch »Herstellen« geschaffenen Objekte und gesellschaftlichen Institutionen (z.B. eine Demokratie) auch *stark* oder *mächtig*; allerdings nur, wenn diese »*Stärke*« – oder eben diese »*Macht*« – aus *freiem* und *gleichberechtigtem* miteinander »Sprechen« und »Handeln« geschaffen ist. Die Pointe des »politischen Handelns« liegt also in ihrer Potenz, nämlich der »Mächtigkeit«, die in diesem freien und gleichberechtigten »Miteinander« steckt!

Oder nochmal anders: »Handeln« ist nach Arendt diejenige Form des menschlichen Tätigseins, die sich ausschliesslich *zwischen* Menschen abspielt und sich auf ihr »Dazwischen-Sein« bezieht«.

Ich sehe, dass meine Erläuterung noch nicht ganz bei Lea angekommen ist; wohl auch, weil sie sich nun zunehmend auf eine Frau konzentriert, die sich uns nähert, offenbar ihre Grossmutter. Lea bedeutet ihr, kurz zu warten; sie wolle mir noch zu Ende zuhören. Gerade jetzt gehe es um die »Auflösung«.

»Für Arendt«, fahre ich also fort, »ist dieses *zwischen-Menschen-handeln* bzw. *Handeln-zwischen-Menschen* zentral wichtig, denn erst dieses Wirken im »Dazwischen« mache schliesslich die *Einzigartigkeit* der Menschen in ihrer *Pluralität* und die *Verschiedenheit* der *Gleichen* sichtbar, vorausgesetzt: es vollzieht sich im »Raum der Freiheit«. Sie versteht ihr Konzept »Dazwischen« also vor allem als Ort der Gemeinschaft von gemeinsam politisch handelnden, die »Welt« gestaltenden Menschen«.

Lea lässt ein langgezogenes, Unverständnis signalisierendes »okay« folgen. Trotzdem versuche ich, nun ebenfalls leicht verunsichert, den auch für mich nicht leicht zu fassenden Gedanken zu Ende zu bringen. »Eigentlich aber geht es Arendt letztendlich um ihren Begriff der Macht, nämlich um diejenige »Macht«, die im gemeinsamen »Handeln« als *Kern* menschlicher Interaktion, ja der *Menschlichkeit* überhaupt, entsteht. Diese »Macht« sei für *das politische Existieren* der Menschen existentiell, und somit sei auch das »Handeln« fundamental für ihre »politische Existenz«. Denn wenn wir in Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit *politisch* existieren wollen, dann müssen wir zwingend mit der *Macht*, die sich aus *freiem* und *gleichberechtigtem* miteinander Sprechen nährt, »*handeln*« – selbst wenn das noch lange keine Garantie dafür ist, dass sich diese politische Existenz dann für uns tatsächlich auch einstellt«.



»Das tönt alles so viel spannender, als wenn ich es allein in unserem Lehrbuch lese«, sagt Lea mehr zu sich selbst, »trotzdem muss ich noch einiges überdenken, bis ich das alles kapiert habe«. Sie wendet sich nun ihrer Grossmutter zu und klärt sie kurz darüber auf, was hier vor sich geht, um mich dann wieder direkt zu fragen: »Du hast doch gesagt, dass in deinem Job alle drei Formen des Tätig-Seins eine Rolle spielten. Aber du hast noch nichts darüber gesagt, wie dein (politisches) ›Handeln‹ an deiner Schule *konkret* ausgesehen hat.«

In diesem Augenblick schaltet sich Leas Grossmutter ins Gespräch ein: »Dazu kann ich dir vielleicht etwas erzählen. Denn ich habe Beat in seinem ›politischen Handeln‹ live erlebt«. Jetzt erst nehme ich die Frau richtig wahr und erkenne in ihr die ehemalige Studentin, die sie vor etlichen Jahren für mich war. Sie ist sichtlich in Eile und sagt kurzangebunden: »Er war mein ›Professor‹«, und zu mir gewandt: »Ich bin Christine, ich habe in den Nullerjahren bei dir in einem Passerelle-Kurs studiert, war damals mit grossem Abstand die älteste der Klasse; du erinnerst dich?«. Ich entschuldige mich, sie nicht gleich erkannt zu haben. Sie aber wendet sich schon wieder Lea zu: »Er hat uns die Bedeutung der *Berufs-Politik* deutlich begründet; das ist mir immer noch in lebhafter Erinnerung. Ich kann dir gerne mehr drüber erzählen, Lea, aber jetzt müssen wir wirklich los«. Und schon verabschiedet sie sich von mir.

Ich sage noch zu Lea: »Es hat mich gefreut, dich kennen zu lernen. Vielleicht hören wir ja wieder mal voneinander.« »Ganz bestimmt!« versichert Lea, »danke für die motivierenden Inputs«. Und weg sind sie. Ich sitze allein auf meiner Bank.

Eine willkommene Gelegenheit für einen *inneren Dialog* ...

Auf was Christine wohl angespielt hat, wenn sie sich erinnert, dass sie mein ›politisches Wirken‹ live erlebt habe? Klar, ich war immer auch berufs-politisch unterwegs. Aber war das auch im Sinne Arendts ein ›politisches Handeln‹? Ich denke, dass ich – daran gemessen – eher gescheitert bin.

Wie, du bist gescheitert?

Ich konnte z.B. ›mein‹ politisches Thema, an dem ich Jahrzehnte lang gearbeitet habe, innerhalb des Berufsverbandes nicht zu Ende führen.

Niemand kann alles zu Ende führen. Es bleibt immer etwas unvollendet. Andere, jüngere übernehmen und führen es nach ihrer eigenen Fassung aus. Und? Kommt es etwa schlecht raus?

Nein, ganz im Gegenteil, die jungen Kolleginnen und Kollegen sind in der Regel besser vorbereitet, machen ihre Sache gut, vielleicht sogar besser als ich, jedenfalls anders. Doch ich bin nicht mehr dabei; es gibt für mich in dieser Sache kein ›miteinander-Handeln‹ mehr. Vielleicht ist ›scheitern‹ auch nicht das richtige Wort; eher fühle ich ›Ohnmacht‹, ein ›Ohne-Macht-Sein‹.

Das wäre zumindest verständlich, denn schliesslich beruht ›Handeln‹ bzw. ›politisches Handeln‹ nach Arendt auf einer Gemeinschaft von Verschiedenen in ihrer Pluralität, die sich in Freiheit als Gleiche begegnen und kooperieren. Und erst durch dieses Handeln der Vielen, in diesem ›Dazwischen‹, entsteht ›Macht‹, diese schöpferische Kraft, als Ergebnis der menschlichen Fähigkeit, sich mit anderen zusammenzuschliessen, gemeinsam zu beraten und im Einvernehmen zu handeln.

Ich bin also nicht ohnmächtig, wenn ich keine Macht ›besitze‹, sondern dann, wenn ich nicht im gemeinsamen Handeln eingebunden bin. Denn zur ›Macht‹ als schöpferischer Kraft aus menschlicher Fähigkeit kommt ein Mensch eh nie allein. Und eine ›autokratische Macht‹ ist keine schöpferische Kraft, sondern Gewalt. Und wenn sich Gewalt durchsetzt, dann braucht es eben ›die Macht der Vielen‹, die sich durch das *Handeln im Dazwischen* der Gewalt in den Händen Einzelner entgegensetzt.

Und wenn auch wir als einzelne Menschen dieser ›Macht‹ nicht allein mächtig sein können, so können wir doch das, was dieses ›Handeln‹ und diese kreativ-innovative Macht voraussetzt, nämlich Verbände von in Verschiedenheit Gleichen, ›herstellen‹, d.h. mit dem kulturellen Modus ›Herstellen‹ zumindest mit dafür sorgen, dass es solche Gemeinschaften gibt, z.B. eben Berufs-Verbände (oder andere Bewegungen), die als Verbund zusammen ›politisch Handeln‹. Das ist doch die eigentliche Aufgabe!



Ich merke, dass ich anfangs auf meiner Bank hin und her zu ranken, und gestehe mir ein, dass mich meine Gedanken langsam zu beunruhigen beginnen. Sie drängen nach Konkretisierung. Ich überlege kurz, ob ich aufstehen und weiter gehen soll, entscheide mich aber dagegen. Es wäre mir wie eine Flucht vorgekommen. Also versuche ich den Faden erneut aufzunehmen. Und nun nimmt mein *innerer Dialog* richtig Fahrt auf.

Wahrhaftig keine leichte Aufgabe! Besonders, wenn die eigene Ohnmacht mit einer theoretischen Hoffnungslosigkeit gekoppelt ist, angesichts von Zuständen, wie sie z.B. im Sudan, der Ukraine, in Myanmar, in Afghanistan und Iran (vor allem für Frauen und Mädchen), im Gazastreifen und dem Westjordanland, oder wo auch immer, herrschen. Selbst wenn sich Menschen zu solchen Themen zusammenfinden und ›politisch handeln‹ wollen, können sie sich kaum vernünftig verständigen, weil Schlagworte, Fake-News, Propaganda usw. die Unfähigkeit zu denken befördern, ganz abgesehen davon, dass es emotional und kognitiv schier unerträglich ist, die Fakten zu sehen, wie sie wirklich sind. Und wenn da die Zeit drängt, ist das gemeinsame ›politische Handeln‹ der Menschen erst recht nicht einfach.

Die Schwere der Aufgabe liegt nicht einmal so sehr in dieser theoretischen Hoffnungslosigkeit. Vielmehr ist das alles Entscheidende, dass diese Menschen, die sich da zusammenfinden, unter allen Umständen gewaltfrei ›rebellieren‹ müssen! Sobald sie Gewalt anwenden, verlieren sie die Chance zur ›Macht‹, die sich nur in der gemeinsamen Beratschlagung entfalten und verwirklichen kann, und sie verlieren die Möglichkeit, Verantwortung zu übernehmen und frei zu werden für einen Neuanfang.

In welchen Dilemmata müssen sich da die Menschen aktuell befinden, die sich auf der Strasse über die verzweifelte Lage der palästinensischen Menschen in Gaza ›empören‹? Die schiere Zahl (über 80'000) der in wenigen Monaten getöteten Zivilpersonen ist schon nicht zu ertragen. Aber, dass jetzt hunderttausende Vertriebene durch Hunger und fehlender medizinischer Versorgung akut gefährdet sind, dürfte auch die besonnensten Teilnehmenden an solchen Protesten erschüttern. Die konkrete Not lässt keinen Aufschub zu. Wie soll man da als Gemeinschaft korrekt ›politisch Handeln‹?

Auch wenn es schwerfällt, wir müssen zuerst genau hinschauen! Hier z.B. steht zunächst die aktuelle, schwach legitimierte israelische Regierung und ihr Kriegskabinett in der Verantwortung. Wenn die behauptet, sie verteidige ja nur den israelischen Staat angesichts des Hamas-Überfalls vom 7. Oktober 2023, dem 1'200 israelische Menschen zum Opfer fielen, dann ist das mehr als eine bloße Verschleierung der historischen Tatsachen. Zum einen wurde dieser Hamas-Terroranschlag nicht verhindert, weil sich die israelische Regierung im Vorfeld ein massives Staatsversagen leistete: Sie unterschätzte die Hamas und liess sie trotz Warnung weitgehend gewähren, weil sie nur an der Verhinderung der Zwei-staatenlösung interessiert war. Zum andern ist der Kampf gegen die Hamas, der zum entfesselten Vernichtungskrieg an der palästinensischen Zivilbevölkerung geworden ist, der weit über eine legitime Selbstverteidigung hinaus geht, lediglich eine radikale Weiterführung der Staatsdoktrin, die seit 1948 gilt: Auch der Gazastreifen und das Westjordanland sollen annektiert und das – Völkerrecht widrig geweitete – israelische Staatsgebiet von allen palästinensischen Menschen ›gesäubert‹ werden.

Ja, unzählige (nicht dutzende, hunderte) politische und rechtsverbindliche Uno-Resolutionen aus der Vollversammlung, dem Menschenrechts- und dem Sicherheitsrat haben Israel seit 1948 vergeblich aufgefordert, der Vertreibung, Kolonialisierung und Diskriminierung der Palästinenser/innen Einhalt zu gebieten und deren Rechte zu respektieren. Auch wenn die Aktionen der Hamas terroristischer Natur sind, die als solche klar zu verurteilen sind, beruft sie sich auf das [z.B. in der UN-Resolution 2625 von 1970 verbürgte] Recht, sich gegen fremde Herrschaft und die gewaltsame Unterdrückung des Selbstbestimmungsrechts zu wehren. Doch der Zweck heiligt niemals die Mittel, weder terroristisch kriminelle noch (bzw. erst recht nicht) staatlich despotische Aktivitäten mit genozidalen Absichten; aus denen das Kabinett Netanjahu nicht einmal ein Geheimnis macht! Und die globale Staatengemeinschaft schaut der akut lebensbedrohlichen Situation der Menschen in Gaza mehr oder weniger einfach zu!



Dabei hätte es die politische Elite der Weltgemeinschaft, die für diese Tatenlosigkeit verantwortlich ist und in der Pflicht stünde, durchaus in der Hand, hier schnell Abhilfe zu schaffen. Allerdings kümmert sie sich kaum um die akute katastrophale Situation, noch weniger um das schreckliche Entsetzen der palästinensischen Menschen, der sie schutzlos ausgeliefert sind. Jedenfalls gebieten sie der israelischen Regierung keinen Einhalt.

Weit ab von diesen Menschen sitze ich allein auf meiner Bank. Mir wird es schwer ums Herz. Und dieses tatenlose Zusehen der demokratisch verfassten Gesellschaften verstört mich. Ob da ein bisschen Zorn nicht doch hilfreich sein könnte?

An dieser Tatenlosigkeit müssen wir ansetzen! Wir dürfen diese Tatenlosigkeit nicht zulassen! Die Staatengemeinschaft ist schliesslich zuständig, dass die Menschenrechte durchgesetzt werden; und die Menschheit insgesamt ist zuständig, dass soziale Gerechtigkeit und Menschenwürde realisiert werden. Wenn die offizielle Öffentlichkeit ihre Augen und Ohren verschliesst, müssen wir dagegen etwas tun. Selbst wenn wir uns damit dem Verdacht des Antisemitismus aussetzen.

Sich für Menschen, die von staatsterroristischen Kriegshandlungen vertrieben werden, die Hunger leiden, deren verwundete Körper nicht versorgt werden und die für sich und ihre Kinder keine Perspektiven mehr sehen, gewaltfrei einzusetzen und dabei die verantwortlichen Regierungen zu adressieren, ist kein Antisemitismus. Sich nicht der aktuellen israelischen Regierung, die ihrerseits Siedlerterroristen und rechtsradikale Israeliten schützt und unterstützt, mit allen zur Verfügung stehenden legalen Mitteln entgegenzustellen, hingegen schon.

Die Kriegsverbrecher in der israelischen Exekutive nicht vor internationale Gerichte zu stellen, schadet der (im ursprünglichen Sinn) ›semitischen‹ Kultur, aber insbesondere der jüdischen Religion jedenfalls sehr viel mehr. Doch auch die westlichen Demokratien höhlen ihre Werte immer mehr aus und wenden ihre hochgepriesene Moral unmoralisch selektiv an: Sie unterscheiden Menschenleben, die zählen, von anderen, die nichts wert sind und deren Tod von niemandem betrauert wird.

Und wieder spüre ich die Ohnmacht, trotz heiligem Zorn. Ich lasse meinen Blick über das Seebecken gleiten und suche den Horizont ab, der durch die Bergketten begrenzt wird. Hier komme ich nicht weiter. Und mir fehlt eine Gesprächspartnerin auf meiner Bank. Mir kommt Leas resignierte Aussage wieder in den Sinn: »Was soll es denn bringen ...«, aber glücklicherweise auch, wie schnell sie sich auf die Auseinandersetzung einlässt und engagiert mitdenkt. Also versuche auch ich einen neuen Anfang.

Nochmals zurück! Zum ›politischen Denken und Handeln‹ im Sinne Arendts! Sie ist überzeugt: Mit der politischen ›Macht‹, die zwischen sich verständigenden und gemeinsam handelnden Menschen entsteht, kann sich ›Wohlbefinden‹ bei den Menschen und ›Wohlergehen‹ bei der Menschheit einstellen. Im ›Dazwischen‹ menschlicher Bezüge und im Modus ›Handeln‹ sieht sie die Entstehung eines Raumes der Verantwortung, aus der eine menschengerechte ›Welt‹ hervorgehen wird.

Grundsätzlich können wir gemeinsam Position beziehen: Für die Werte ›Menschenwürde‹, ›soziale Gerechtigkeit‹, ›Freiheit‹, ›Gleichheit‹ und die ›Menschenrechte‹. Und grundsätzlich können wir gemeinsame Handlungsstrategien entwickeln. Aber wie bekommen wir diese ›Gemeinschaftlichkeit‹ hin?

Indem wir uns in erster Linie um die Pflege solcher Gemeinschaften kümmern, z.B. indem wir die Hardliner in den eigenen Reihen mit ihrem Wirken oder Unterlassungen konfrontieren und sie mit partiellem sozialem Ausschluss sanktionieren – freilich ohne gleich die zwischenmenschliche Beziehung zu ihnen zu kappen. Wir müssen unseren Gemeinschaften wieder Bedeutung zumessen und den Mut aufbringen, uns in und mit unserer Gemeinschaft zu exponieren; denn Neutralität ist niemals hinreichend.



Politisches Handeln ist ein sich gegenseitiges Zuhören und ein sich Überzeugen mit gültigen Argumenten, ein gewaltfrei zwischenmenschliches sich Beratschlagen mit dem Ziel, zu einer klaren gemeinsamen Position zu kommen. Für dieses wechselseitige tätig sein sind wir verantwortlich. Und wir können das tatsächlich auch.

Auf der gegenüberliegenden Seite schickt sich ein Kursschiff an zu länden. Hunderte von Passagier/innen beenden ihre gemeinsame Fahrt. Viele flüchtige Begegnungen und doch für eine gewisse Zeit auf einer bestimmten Ebene eine *Gemeinschaft*. Was daraus nicht alles hätte entstehen können.

Ich beginne mich zu erinnern, was Christine mit ihrer Einschätzung angedeutet hat.

Genauso habe ich damals begründet, weshalb es notwendig ist, dem Berufsverband anzugehören: Es geht um die ›Macht‹ als menschliches Vermögen einer *Gemeinschaft*, nie eines Einzelnen, das solange existiert, wie die Gemeinschaft zusammenhält. Wenn es uns um das Mensch-sein, die Mitmenschlichkeit und die Sorge um die Menschlichkeit, ja die gemeinsame Welt, gehen will, dann müssen wir uns als *Gemeinschaft* die Freiheit nehmen, ›politisch‹ (also im ›Dazwischen‹) zu handeln, um *das* Wirklichkeit werden zu lassen, was es noch nicht gibt. Darin liegt unsere ›gemeinschaftliche Verantwortung‹.

Und wenn es uns gelingt, dieses Zusammensein (im Modus ›Herstellen‹) zu organisieren und zu regeln, und in einem öffentlichen Raum in Freiheit und jenseits von Gewalt, zwischenmenschlich miteinander zu verkehren, dann überwinden wir auch die Ohnmacht. Selbst wenn alles aussichtslos erscheint, immer wieder neu anfangen, hilft: Gleiche mit Gleichen, die als Verschiedene alle Angelegenheiten durch das gegenseitige Sich-Überzeugen regeln, auch die ›bekanntesten Wahrheiten‹ stets überprüfend, befördert die Fähigkeit, immer wieder etwas Neues ins Leben zu rufen – das Prinzip der Natalität eben.

Kurzum: Es ist zwar richtig, dass ich *politisch* nur ›handeln‹ kann, wenn ich mit anderen zusammen eine Gemeinschaft bilde, die es vermag, eine *kollektive Macht* aufzubauen. Aber ich kann mich ohne weiteres – und soll mich auch – in Gemeinschaften bewegen, die dieses Vermögen nicht aufbringen können; und ich soll mich dort trotzdem wohl fühlen dürfen. Denn ich kann dort gleichwohl immer noch ›herstellen‹ und ›arbeiten‹. Wir sollten uns nicht für die eine und gegen die andere Gemeinschaft entscheiden, sondern in jeder Gemeinschaft die zwischenmenschlichen Beziehungen pflegen.

Also ist Arendts Botschaft: Erkenne und akzeptiere, mit welcher Gemeinschaft du was machen und wie tätig werden kannst. Dabei ist das wie wichtiger als das was. Das wie wirkt im ›Dazwischen‹, dem Ort der Gemeinsamkeit, und ist vielfach unsichtbar. Ihm müssen wir Sorge tragen. Es ist immer gefährdet.

Und diese Sorge um das ›Dazwischen‹ gelingt mir wohl nicht immer.

Darum geht es ja auch gar nicht! Wichtig ist nur, dass du immer wieder Chancen und Möglichkeiten für diese Sorge ›herstellst‹, also Gemeinschaft ›organisierst‹.

Nun wird es doch langsam kühler. Es ist eben halt noch kein Sommer. »So ist es«, sage ich zu mir selber, stehe auf und mache mich auf den Nachhause-Weg.

Und auch auf diesem Weg sind überall Menschen.